

### 36. Die Amis kommen

Am späten Abend des 9. April, eine Woche nach Ostern 1945, lag Hannover-Linden unter dem Artillerie-Beschuß der vom Westen her vordringenden Amerikaner. Viele Menschen hatten die überfüllten Bunker aufgesucht. Man stand in den Gängen eng nebeneinander. Die Luft war zum Schneiden dick. Wer nicht mehr hineinkam, mußte im Luftschutzkeller Zuflucht suchen. Die Alarmsirenen hatten in Abständen dreimal nacheinander mit ihren auf- und abschwellenden Tönen Vollalarm signalisiert, was soviel wie Panzeralarm bedeutete. Nach den Bombenangriffen der letzten Zeit erschien mir der Artilleriebeschuß vergleichsweise harmlos. Immerhin durfte man sich wegen der Splittergefahr nicht auf die Straße wagen. Dachziegel, Mauersteine, Schornsteinreste und das Holz von Dachstühlen, Türen und Fenstern bedeckten die Straßen.

Erst spät in der Nacht, als der Beschuß nachgelassen hatte, wagten sich einige Männer in die Dunkelheit hinaus. Man konnte es wegen der stickigen Luft nicht mehr im Bunker aushalten. Die Nacht war klar. In den Morgenstunden wurde es neblig, was den Amerikanern das Vordringen erschwerte; denn immerhin standen in den Vororten Limmer, Langenhagen sowie im Süden und Südosten der Stadt noch Flakeinheiten, die ihre letzte Munition verschossen.

In seinem Buch „Hannover zwischen Null und Neubeginn“ berichtet Dieter Tasch, daß an der Limmerschen Schleuse, wo ich als Junge oft genug Drachen steigen ließ und in meinem Jungvolk-Fähnlein „Dienst geschoben“ hatte, kurz nach Angriffsbeginn am 10.4. um 5.30 Uhr das 335. amerikanische Infanterie-Regiment auf heftige deutsche Abwehr stößt. Die Amis, bemüht, in ihrem unaufhaltbaren Vordringen und dem nahen Sieg jedes unnötige Opfer zu vermeiden, ziehen sich sofort zurück und richten ihr Ganatwerferfeuer auf die vermutete Stellung. „Sie ahnen nicht, daß ihnen lediglich 70 schlecht ausgerüstete, hastig ausgebildete, junge Soldaten (Hitlerjungen) in einem Straßengraben gegenüber liegen. Erst nach zwei Stunden Beschuß befiehlt der aus Kalifornien stammende Oberstleutnant Learman einen neuen Vorstoß. Da sind 29 (nach anderen Quellen 22) der deutschen Kindersoldaten gefallen.“ (In dem Buch zeigt das Foto neben Seite 58 einrückende Amis vor dem Kepa-Haus Limmerstraße, das neben der Apotheke steht, in dem ich aufgewachsen bin und das vierzehntage zuvor das Opfer amerikanischer Brandbomben wurde.

In dieser Bunkernacht pirsche auch ich mich neugierig auf die große nach Westen führende Limmerstraße und sehe einzelne Gruppen deutscher Wehrmachtssoldaten, die sich zu Fuß absetzen. Dazwischen tauchen hin und wieder kleine Transporter mit Landsern und Verwundeten auf. Aus Richtung Wunstorf- Limmer müssen also bald die Amipanzer kommen. Es ist schon beklemmend so deutlich zu sehn. so hautnah zu erleben, daß wir den Krieg verloren haben. Ich beschließe für mich, daß damit der Krieg zu Ende ist, und schleiche mich in unser kleines Zimmer in der Rampenstr.2, Erdgeschoß, das wir nach unserer Ausbombung erst vor knapp zwei Wochen bezogen haben. Endlich kann ich mich aus den dreckigen, verschwitzten Klamotten „rauspellen“, die ich wegen der ständigen Fliegeralarme, der Bunkerlauferei und der Ausbombung seit Wochen nicht mehr habe wechseln können. Im Nacken quält mich zudem eines der Furunkel, die mich in diesen Jahren immer wieder in Abständen „heimsuchten“ und die wohl eine Folge der einseitigen Ernährung sind. In Ermangelung richtiger Mullbinden hat mir der Arzt den Kopf mit einer Binde aus relativ ela-

stischem Krepp-Papier verbunden. Das sind weiße Papierstreifen in der Art jener Schmuckbinden, die um Blumentöpfe gewunden werden. Ich verkrieche mich auf meine Luftschutzliege, ziehe eine Wolldecke über den Kopf und falle in einen Tiefschlaf. Für mich ist der Krieg endgültig vorbei, mag nun kommen, was da will. Nazis und Amis, überhaupt die ganze Welt kann mir den Puckel runterrutschen.

Meine Mutter hat sich am frühen Morgen den Menschengruppen angeschlossen, die den Bunker verlassen und auf die große Hauptstraße (Limmerstraße) strömen, nachdem man sich vergewissert hat, daß dort nicht mehr geschossen wird. Die Amis rücken im Schutz ihrer Panzer zu Fuß, auf Jeeps und auf Lastwagen heran. Die Menschen säumen die Straßenränder, als käme dort ein Schützenaufmarsch vorbei. Vereinzelt wehen aus den Fenstern weiße Bettlaken und Fahnen zum Zeichen dafür, daß kein Widerstand zu erwarten ist. An den gleichen Fahnenstangen haben die Bürger in den Jahren zuvor als Sympathiebekundung für „unseren Führer“ die roten Fahnen mit dem Hakenkreuz herausgehängt. Obwohl wir uns von diesem Führer nun verraten und im Stich gelassen, empfinde ich diese überflüssige Kapitulationsgeste den Feinden gegenüber als beschämend, denn immerhin haben wir bis gestern gegen sie gekämpft, und sie hatten uns gnadenlos bombardiert. Aber nun ist ja alles vorbei und die Amis werfen von ihren Doge-Transportern Chewinggums und Schokolade dort in die Menge, wo junge Mädchen und Kinder winken. In der Kaufhausruine am Küchengarten, dort wo wir vor zwei Wochen die aus dem brennenden Haus geretteten Habseligkeiten unterstellten, sollen ein paar uniformierte Volkssturm-Männer, waren es Straßenbahner oder Feuerwehrmänner, Anstalten gemacht haben, mit einer Panzerfaust Stellung zu beziehen, um den ersten Amipanzer abzuschießen. Sie seien aber, so wird berichtet, von einer empörten Menschenmenge vertrieben worden. Die Amis ziehen weiter in Richtung Schwarzer Bär und Glocksee. Gegen 10.30 Uhr haben sie auch das Stadtzentrum besetzt.

Mutter weckt mich und berichtet, was sie gesehn hat. Ich soll zur benachbarten Lindener Brauerei gehen, um zu versuchen, bei der dort ablaufenden allgemeinen Plündererei auch für uns ein paar Lebensmittel zu ergattern. In den Lagerräumen der Brauerei hat man ein Lebensmitteldepot eingerichtet. Ein paar Nächte zuvor hatte sich bereits hier eine Menschenmenge versammelt, um die Verteilung der Vorräte zu bewirken. Auf der Rampe war dann aber ein Parteimensch erschienen, hatte vor der Plündererei gewarnt und versprochen, die Vorräte auf die nächstgelegenen Geschäfte zur Weitergabe zu verteilen. Die Menschen hatten sich beruhigt. Man sah ein, daß ein Chaos vermieden werden mußte und verhielt sich wie meistens in solchen Fällen aus Angst oder Vernunft diszipliniert. Nur zur Umverteilung war es leider nicht mehr gekommen. Jetzt aber, am Tag der Befreiung ist die Meute nicht mehr zu halten. Vor allem aber die befreiten Zwangsarbeiter Ukrainer, Russen, Polen und die ehemaligen Kriegsgefangenen Franzosen und Italiener wollen sich ihre Anteile sichern. So ist eine buntgemischte Menschenmasse bis auf die Verladrampe vorgedrungen, preßt sich durch die Schiebetore, um herauszuholen, was man tragen kann. Dazwischen steht ein amerikanisches Kamerateam, um die Schlägereien der verbissen kämpfenden Plünderer zu filmen. Die Amis sehendem Treiben belustigt zu. Als es zu bunt wird, feuern sie eine Maschinengewehrsalve an die Decke. Die Leute springen auseinander.

Ein paar clevere Polen haben sich vor der Rampe postiert, lassen die plündernden Deutschen „ihren“ Zucker- oder Reissack herausholen, um sie ihnen dann wegzuziehen.

nehmen. Schaurige Szenen allzumenschlichen Verhaltens. Ich sehe mir die Sache an, bin mir aber zu schade, um mich in dieses Getümmel zu stürzen. Ich warte bis die Schlacht geschlagen ist. Und als sich die Meute verzogen hat, weil offensichtlich nichts mehr zu räubern ist, sehe ich mir das verlassene Schlachtfeld an und mache eine wertvolle Beute. Ich wate durch verschüttete Zucker-, Mehl- und Reisreste, die den Boden bis zu den Fußknöcheln bedecken. Dazwischen liegen aufgeschlitzte Säcke, aufgebrochene Kisten, zerschlagene Fässer und Kartons. Kurios, da liegen Blocks von Feldpostbriefpapier und Waschmittel. Ich sammle ein paar Seifenstücke auf und erbeute eine Tasche voll grüner Bandnudeln. Mitten im Gang stolpere ich über einen Zinnkanister, den man achtlos beiseite gelassen hat, weil er schmutzig und von Oel verschmiert ist. Vielleicht Wagenschmiere, denke ich mir. Man kann ja auch die irgendwie gebrauchen, und nehme sie mit. Als ich meine Schätze zuhause ausbreite, entdecken wir, daß der Kanister feinstes Sonnenblumenöl enthält: Flüssiges Gold, meint meine Mutter. Mit den aus dem Keller unseres ausgebombten Hauses geretteten Kartoffeln und dem Oel können wir uns eine Zeit lang über Wasser halten.

Das Plündern von Speicherhäusern, Kohlenwagons und Lastkähnen ist in den letzten Kriegstagen Mode geworden. Wer laufen kann und ein Fahrrad, einen Hand- oder einen Kinderwagen besitzt, geht auf Jagd. Die Speicher der Rhenus am Lindener Hafen und in Stöcken sind dafür „erste Adressen“. Mit einem Fahrrad, das ich im Keller des Hauses, in dem wir Unterschlupf gefunden haben, „aufgegabelt“ habe und das ich unter keinen Umständen verlieren darf, mache ich mich auf den Weg. In der Fössestraße gibt es eine kleine Sauerkrautfabrik. Viele Leute haben in den kohenartig angelegten Betonwannen schon herumgetrampelt. Aber einen Eimer voll des eingelegten Weißkohls, der sich ja waschen läßt, kann ich noch retten. In der Baustoff- und Kohlenhandlung Mehring liegen unter alten Holzplanken Kohlen, die bis jetzt unentdeckt geblieben sind, sogenannte Eisenbahnerbriketts aus gepreßter Anthrazid-Kohle. Sehr wertvoll; denn diese klobigen, schweren Würfel haben einen hohen Heizwert; sie brennen außergewöhnlich lange und halten die Glut. Einen knappen Zentner bekomme ich davon noch zusammen.

\*Und dann fahre ich zum Lindener Hafen zu einem der mehrstöckigen Speicher der Rhenus. Schon von weitem sieht man die Menschen. Wie die Ameisen laufen sie dicht hintereinander, drängen rücksichtslos ihre Ellenbogen gebrauchend in dicken Pulks in das mehrstöckige Gebäude. Während sich die Menschen auf der einen Seite des schmalen Treppenhauses voranschieben, kriechen sie auf der anderen Seite keuchend und schwitzend mit ihrem Plündergut herunter. Sie schleppen Säcke mit Reis, Mehl oder Zucker, die sie bis zur Hälfte aufgeschlitzt und deren Inhalt sie zum Teil ausgeschüttet haben, um die Last überhaupt tragen zu können. Das kostbare Gut wird auf dem Boden zertrampelt. Die Masse drängt nach. Einige wollen der qualvollen Enge entgehen. Sie wagen sich unter Lebensgefahr mit ihren Schätzen auf die äußeren Feuerleitern des Speicherhauses heraus. Einige stürzen ab. Ich lande mit einem Sack nur zu einem Viertel mit Reis gefüllt auf dem Hof. Polnische Zwangsarbeiter wollen mir das Raubgut abnehmen. Ich schreie die deutschen Hilfspolizisten an. Sie sollen mir helfen. Aber sie sind hierher abkommandiert, um die ganze Plündererei zu verhindern und allen den Zutritt zu verwehren, was bei der Masse der Herandrängenden unmöglich ist. Sie sind klug genug, jede Schlägerei zu vermeiden. Immerhin lassen die Polen nach meinem Geschrei von mir ab. Ich finde mein am Zaun angeschlossenes Fahrrad wieder, noch rechtzeitig, um andere zu verscheuchen, die gerade dabei sind, die Kette aufzufeilen. So etwa zehn Kilo Reis mögen es gewesen sein, die ich

endlich nach Hause rette. Aber die Gefahr, die mit dieser Jagd verbunden ist, lohnt die karge Beute nicht.

Von den Lastkähnen, die im Lindener Hafen vor Anker liegen, werden Ballen mit Rohtabak und Kartons mit Traubenzucker erbeutet. Beides eignet sich besonders gut als Ware für den jetzt aufblühenden Tauschhandel. Wer kräftig genug ist an den Beutezügen teilzunehmen, hat den Alten und Schwachen gegenüber in den schlimmen Hungermonaten, die jetzt folgen, die größere Überlebenschance. Die Vorräte, die der plündernden Meute ausgehungerten Menschen in die Hände fallen, sollten die Versorgung der Bevölkerung für die nächsten zwei Kriegsjahre sicherstellen. Die Propagandaparole, nach der das Land bis zum letzten Blutstropfen verteidigt werden sollte, hat eine rechtzeitige, geordnete Verteilung unmöglich gemacht. Nach dem letzten Führerbefehl der Verbrannten Erde hätten die Vorratslager vernichtet werden müssen, denn nach der Vorstellung Hitlers hat das Volk mit der Kapitulation sein Leben verwirkt. Aber weder die Gauleitung noch die Militärs wagen es diesen Wahnsinn mitzumachen.

Wie sieht es nun am Nachmittag des 10. April aus, nachdem ich den erbeuteten Ölkanister bei Mutter abgeliefert habe und die Amis die ganze Stadt besetzt haben? Bald nachdem die erste Aufregung nach dem Vordringen der amerikanischen Soldaten überwunden ist, wird es ruhig auf den Straßen. Die Menschen haben sich in ihre Häuser zurückgezogen. Plakate der Besetzer werden an allen Litfaßsäulen und Straßenecken angeschlagen. Sie fordern zu Ruhe und Ordnung auf und verkünden die Sperrstunden. Alle Waffen, Fotoapparate und Fahrräder müssen an bestimmten Sammelstellen abgeliefert werden. Alle Männer, die Uniformen tragen oder im wehrpflichtigen Alter sind, werden in Gruppen zusammengeführt. Wer älter als 16 und jünger als 70 aussieht gehört dazu. Auch die in den letzten Kriegstagen zusammengetrommelten alten Männer des Volkssturms, alle Feuerwehrmänner, Polizisten, Straßenbahner, Postleute, Männer mit Schirmmützen, kurz alles, was einen Hauch von Uniform trägt oder wie ein Soldat in Zivil aussieht, muß sich in Reih und Glied aufstellen und ausweisen. Die Alten und die Kriegsversehrten können bald nach Hause. Sofern es sich um Wehrpflichtige handelt, werden diese wie Kriegsgefangene behandelt und müssen ins Lager.

Am Abend dieses sonnigen Frühlingstages sieht man auf Straßen und Plätzen nur noch amerikanische Wachposten, die zum Teil paarweise Patrouillengänge machen. Die meisten, so scheint es, haben in den Eckhäusern an Kreuzpunkten Stellung bezogen. So sieht es bei uns am Küchengarten, Ecke Haasemann- und Rampenstraße aus. Aus den beschlagnahmten Häusern holen sie sich ein paar bequeme Sessel auf die Straße.

Trotz Sperrstunde wage ich mich neugierig auf die Straße. Da kommen ein paar junge Amis schnell um die Ecke. Man kann sie kaum hören. Ihre Militärstiefel haben weiche, dicke Gummisohlen. Welch ein Unterschied zu den benagelten „Knobelbechern“ unserer Landser, die laut auf dem Asphalt scharren. Als die Amis näher kommen, verdrücke ich mich, laufe in das Treppenhaus und lasse die Haustür hinter mir zuschlagen. Aber die beiden sind schnell zur Stelle. Schlagen mit den Kolben ihrer MP's an die Tür. „Come on, boy. Open the door.“ Als sie nicht nachlassen und lauter klopfen, mache ich die Tür auf. Sofort packt mich einer am Arm. „Have you got a radio? Where are you living?“, und sie schieben mich ins Treppenhaus. Mir wird

heiß und recht mulmig. Wir haben ja wirklich kein Radio. Wir sind ja gerade erst ausgebombt und wohnen bei Herrn Wagner parterre rechts in einem kleinen Zimmer zur Untermiete. „No, I have no radio. We are just bombed out and lost everything.“ Aber der Ami hat mich am Ellenbogen und schiebt mich weiter in die Wohnung, und durch die geöffnete Wohnzimmertür sieht er natürlich das Radio von Herrn Wagner und muß glauben, daß ich ihn belüge. „This is not mine.“ „But we'll take it,“ nimmt das Radio, schiebt mich in die Ecke, und als ich versuche ihm klar zu machen, daß das Radio doch Herrn Wagner gehört, grient er mich an und sagt: „We'll bring back it tomorrow.“ Alles in allem eine sanfte und zivile Art der Enteignung. So bleibt mir nichts übrig, als mit Abstand hinter den beiden herzugehen, um zu sehen, wo sie mit dem Radio verschwinden. Ihr Quartier haben die beiden im Haus Haasemannstraße 11 Erdgeschoß bezogen. - Was ich in diesem Augenblick noch nicht ahnen kann: In diesem Haus werde ich später fast 25 Jahre meines Lebens verbringen. - Zunächst aber, man hat mir ein Radio geklaut und das Schlimme, Herr Wagner verdächtigt mich, ich habe die Jungen ins Haus geholt und ihnen sein Radio „vermacht“.

Das kann ich natürlich nicht auf mir sitzen lassen. Am nächsten morgen gehe ich also auf Suche in das Haus, in dem die Amis verschwanden. Es ist ein herrlicher Frühlingstag. Unter der Kolonade des Nachbarhauses haben die Soldaten eine Feldküche aufgebaut. Auf tonnengroßen Heizöfen bruzzeln sie stapelweise Spiegeleier. Die Luft ist erfüllt mit dem Duft von frischem Kaffee und gebratenen Steaks. Das Wasser läuft den ausgehungerten Bewohnern im Munde zusammen.

Ich pirsche mich an den Wachposten vorbei, die es sich in Polstersesseln auf der Straße bequem gemacht haben. Einer spielt Mundharmonika, ein anderer Gitarre. Hillibillimusic - Countrysongs. Ein paar andere sind dabei und stecken kleine Papierfahnen „Stars and Stripes“ in die Balkonblumenkästen. Gerade ist die Nachricht vom Tode des US-Präsidenten Roosevelt durchs gekommen. Sie alle lassen mich ungeschoren in das Haus vorbeiziehen. Ich gehe in die Erdgeschoßwohnung rechts. In der Wohnstube auf der Couch liegt ein baumlanger Kerl indianischer Herkunft. Andere haben die Beine auf den Tisch hochgelegt. Auf dem bisher so sorgfältig geschonten Büfett, dem gepflegten Stubenschrank von Frau Frenzel verschmoren jetzt achtlos abgelegte Zirattenstummel ganz ohne Aschenbecher. Ich gehe weiter zum Schlafzimmer. Niemand beachtet mich. Auf den Betten dösen ein paar Amis in voller Montur vor sich hin. Sie liegen auf der Matratze. Die Federbetten haben sie in die Ecke geworfen. Und darauf nun liegt das Radio von Herrn Wagner. Erst als ich es unter den Arm nehme und aus dem Zimmer will, richtet sich August McDonald auf und fragt: „Hey, what are you doing here?“ Er ist einer von den beiden, die es gestern requirierten. Ich sehe ihm in die Augen und sage mit belegter Stimme: „We'll bring back it tomorrow.“ Er stutzt, weiß für eine Sekunde nicht ob er fluchen oder mich rauschmeißen oder lachen soll. Dann grinst er, haut mir auf die Schulter und meint: „O.K. That's what we promised yesterday. You're right, boy.“ Und dann erzählt er mir, ohne daß ich das richtig verstehen kann, daß sie das Radio gar nicht gebrauchen konnten. Es hätte nur gequalmt als sie den Stecker in die Dose steckten. Dann geht mir ein Licht auf. Herrn Wagners Wohnung hatte schon Wechselstrom während diese Straße noch am Gleichstrom hing. Das konnte die beste Radioröhre nicht verkraften. Inzwischen hat sich James Piper, der andere der beiden von gestern abend zu uns gesellt. Er findet das toll, daß ich die „Kiste“ wieder abhole und fragt, ob ich denn schon gefrühstückt habe. Und dann laden sie mich zu einem Lunch ein, daß mir die Sinne schwinden. Spiegeleier sowieso, soviel ich essen möchte, dann ein Steak mit

beans und tomatoes und pommes und dazu Orangejuice and Kakao und danach some bisquits with schockolade and nuts oder lieber eine Banane?. Ich kann das natürlich nur probieren, denn essen und vertragen könnte ich das nicht. Ich hatte das alles lange nicht mehr oder noch nie gesehen. Wir erzählen uns, wie wir heißen. August und James sind gerade zwanzig, ich sechzehn. Und sie hören sich sehr ernst meine Geschichte an. Wie wir aabgebrannt sind. Daß mein Vater in Rußland vermißt wird. Etwas enttäuscht sind sie, daß meine kleine Schwester erst vier und noch nicht vierzehn Jahre alt ist. Aber auch so wollen sie mich bald besuchen. Dann geben sie mir ein Kochgeschirr voller Spiegeleier mit. Als wir entdecken, daß man gar nicht über die Straße müssen, sondern gleich über den Hof in die, Wohnung von Herrn Wagner rüber kommen, schleppen die beiden sogar das Radio dahin zurück von wo sie es gestern geholt haben. Herr Wagner ist sehr erstaunt über den schnellen Kontakt, den ich zu den Amis gefunden habe. Am nächsten Tag besuchen sie mich über den Hinterhof. Sie schenken mir Kriegsabzeichen, Infantriemedailen und viel Chewinggum and cigarettens. Natürlich werde ich unter diesen Umständen schnell zum Raucher. (Erst vierzig Jahre später gewöhne ich mir diese Untugend ab.) Ich zeige meinen beiden neuen Freunden, das kleine Koffergrammophon, das ich für Frau Heinrich aus unserm brennenden Haus rettete und das sie mir bis auf weiteres mit den drei Schallplatten geliehen hat. Dir unvollendete Symphonie von Franz Schubert und die Ouvertüre zu Donna Diana von Emil Nikolaus von Reczniczek sind mir in Erinnerung geblieben. War da noch ein Violinkonzert? Auf jeden Fall sind die Jungen aus Arkandsas und Oklahoma voll begeistert von diesem Fund. Wir sitzen auf meiner Luftschutzbettkante, hören uns die classics immer wieder an und seufzen schwer. Der Krieg ist noch nicht zu ende und einer von meinen beiden Freunden wird wenige Wochen später noch vor Berlin fallen. Aber im Augenblick ist für uns drei der Krieg vorbei und wir haben das Gefühl als ob wir uns schon lange kennen und keine Nationalität, Uniform oder Ideologie trennt. Als in diesen Tagen das Leitungswasser ausfällt, entdecken wir, daß in unserem tiefer gelegenen Keller noch ein kleines Rinnsal aus dem Zuleitungsrohr läuft. Auch meine beiden Freunde profitieren davon. Sie finden das Wasser weit frischer als das aus ihrem Tank. Natürlich fragen sie mich, ob ich nicht ein Mädchen kenne, das sie gern kennenlernen würden. Aber damit kann ich leider nicht dienen.

Dieser erste Kontakt zu den amerikanischen Soldaten hat mein weiteres Leben ganz entscheidend geprägt. Nach dieser Erfahrung hatte ich immer weniger Berührungsängste. Es machte mir nichts aus, auf andere Menschen zuzugehen und sie in meinem Sinne herauszufordern, auch wenn ich die eine oder andere Abfuhr wegstecken mußte. Ich habe es meiner Mutter zu verdanken, daß ich schon in diesen ganz jungen Jahren ohne falsche Hemmungen und mit frischem Mut die Chancen wahrnahm, die sich mir boten. Die wirtschaftliche Notwendigkeit zum Erwerb von Geld oder Lebensmitteln kam hinzu. Ich war besessen von dem Gedanken an Vaters Stelle für die Familie sorgen zu müssen. Auch das Laienspiel auf der Bühne vor versammeltem Publikum hat mir geholfen mich früh freizuschwimmen.

Trotz meiner doch recht mangelhaften englischen Sprachkenntnisse fühlte ich mich in english conversation nicht gehemmt. Ich lernte von Tag zu Tag dazu, auch wenn es nicht das reinste Oxford-Englisch war, das meine Freunde sprachen. Nun kamen auch einige Mitbürger auf mich zu, die mich baten, ihre Belange `bei den Amis` vorzutragen. Mal mußte ein kleines Mädchen mit einer Blinddarmreizung während der Sperrstunden schnell ins Krankenhaus gefahren werden. Mal bat mich ein ehemali-

ger Landser, der seine Entlassungspapiere aus der Gefangenschaft gerade nicht bei sich hatte als er kontrolliert wurde um Vermittlung. Der Captain der Einheit fand es wohl ganz useful, in solchen Situationen auf einen Jungen zurückgreifen zu können, der in englischer Sprache vermitteln konnte. Er verlieh mir eine weiße Armbinde mit der für mich sehr schmeichelhaften Aufschrift INTERPRETER und gab mir außerdem ein certificate, aus dem hervorging, daß ich im Auftrag seiner Kompanie Übersetzerdienste leiste und berechtigt sei, mich außerhalb der Sperrstunden auf der Straße aufzuhalten. Eine weitere Bescheinigung sollte für mich noch weit wertvoller werden. Ich war berechtigt, mir von jeder beliebigen Sammelstelle ein beschlagnahmtes Fahrrad aushändigen zu lassen.

Die Amerikaner befürchteten auf Grund der deutschen Feindpropaganda, daß die Nazis im Untergrund eine Terror-Gruppe, den Werwolf, aufbauen könnten. Um einer solchen Widerstandsorganisation von vorneherein jegliche Beweglichkeit zu nehmen, wurden alle Fahrräder, derer man habhaft werden konnte, beschlagnahmt. Jedem Radfahrer, der sich blicken ließ, wurde das Rad abgenommen. Am Schwarzen Bären, am Deisterplatz und an zahlreichen anderen Brennpunkten der Stadt, stapelten sich die kostbaren Räder zuhauf.

So ging ich des morgens zu Fuß aus dem Haus, suchte mir auf einer der zahlreichen Sammelstellen ein besonders schönes Fahrrad aus, das ich abends nach Hause brachte und gewissermaßen als Trophäe in unseren Keller stellte. Auf diese Weise habe ich sechs wunderschöne Fahrräder erbeutet, von den ich drei gut tauschen konnte: Eins gegen einen Wintermantel für Mutter, eins für eine wunderschöne selbstgebastelte Puppenstubenküche für meine Schwester Hannelore. Eines bekam später mein Nennonkel Dr. Walter Wülfig, der als Rechtsanwalt meine Mutter in einem Prozeß verteidigte, über den noch zu berichten sein wird und in dem es darum ging, mich von der Schuld eines Schwarzmarktvergehens freizusprechen.

Aber alle Quellen versiegen einmal. Bisher hatte ich meinen Schein nur vorzuzeigen brauchen, und ich durfte mir ein Rad aussuchen. Dann aber zog ein GI mein kostbares Certificate ein, nachdem er mir ein Fahrrad ausgehändigt hatte. Drei meiner erbeuteten Räder kamen mir abhanden, weil ich sie bei meinem Großvater Wilhelm Schoppe deponiert hatte, der nicht zögerte sie zu seinen Gunsten gegen Lebensmittel einzutauschen. Er meinte, der Junge werde sich schon zu helfen wissen und neues „Tauschmaterial“ beschaffen. - Dies mag einen Eindruck von den Moralvorstellungen der frühen Nachkriegszeit zu vermitteln, in der die allgemeingültigen ethischen und gesetzlichen Grundsätze arg ins Wanken geraten waren.

Und in der Tat. Ich sah mich nach einer neuen Möglichkeit um, an ein neues Fahrrad zu kommen. Dabei leistete ich mir ein - nach heutigen Maßstäben - unerhörtes „Husarenstück“. Ich muß vorausschicken, daß mich meine Amifreunde wie einen der ihren gekleidet hatten. Ich trug also amerikanische Armeestiefel, eine wundervolle kakifarbene Überfallhose, und eine noch schönere hellbeige Windjacke mit Reißverschluß. Dazu hatte ich ja die Interpreter-Armbinde angelegt, und nur ein scharfer Beobachter hätte dies alles für eine Art Freizeituniform halten können, weil ich keinerlei Abzeichen, die erforderlichen US-Kennzeichen an diesen Kleidungsstücken trug. Wie ein GI trabte ich eines vormittags aunweit des Welfenplatzes an einer ehemaligen Kaserne in der Adolfstraße vorbei. Ich erinnere mich genau, daß meine Gedanken ganz auf die Beschaffung eines neuen Fahrrades mit schalen Reifen kon-

zentriert waren. Da bogen unmittelbar vor mit zwei ehemalige französische Kriegsgefangene auf Rädern von der rechten Seite her in die Einfahrt zu besagter Kaserne ein. Im Alter von 16 Jahren ist man, von Filträumen geprägt und geneigt, in solchen Zufälligkeiten einen Wink des Himmels zu sehen. Genau diese Art des Fahrrades mit hohem Rahmen und schmalen Reifen hatte ich mir erträumt. Schwarz und mit verwickelten Beschlagteilen und möglichst nagelneu sollte es sein. Und da fuhren zwei Stück direkt zum Greifen nah an mir vorbei.- Vor der Kaserne standen in loser Marschordnung angetreten zwei Züge französischer Soldaten, insgesamt etw 40 Mann, abmarschfertig, Wahrscheinlich waren sie aus verschiedenen Gefangenenlagern hierher zusammengezogen, um jetzt in Richtung Heimat loszumarschieren; denn die Eisenbahnverbindungen waren ja noch zerstört. Die beiden Radfahrer aber waren offensichtlich Sanitätssoldaten, die den Trupp begleiten sollten. Vor den Angetretenen stand ein Offizier. Ohne einen klaren Plan zu haben, wie instinktiv gesteuert, ging ich auf ihn zu. Er wendete sich zu mir, sah in mir wahrscheinlich einen amerikanischen GI und begrüßte mich höflich. Durch die besondere Beachtung, mit der er sich mir zuwandte und die mir die Wirkung meiner Uniform bestätigte, spürte ich, daß ich diese Rolle spielen mußte. Ich sprach in also englisch mit starkem amerikanischem Akzent an und merkte, daß er das nur schwer verstehen konnte. Darum fielen wir beide in einen Slang, wie wenn ein Amerikaner versucht deutsch zu sprechen, mein Gesprächspartner mit starkem französischem Akzent. Ich begann etwa: „Ou, Sie gehn nach Hause wieder. Das freut mich für die Kamerraden. Krieg vorrbai.“ „Ja, Monsieur, wir sind serr happy. Wir warn paar Jarre hier. Das vorrbai nune endlisch.“ Ich deutete auf die Räder, die die „barmherzigen Samariter“ inzwischen an den Eisenzaun gestellt hatten, und fragte, ob das die Sanitätsbegeleiter seiner Truppe seien. Er bejahte dies. „Schone Cycles,“ sagte ich. „Hoffentlich commen ihre Leute durch die american Military Controls;“ denn schließlich gebe es den Befehl - wegen der Wehrwolfgefahr - alle Räder aufzugreifen und zu confiscate. Da gibt es kein Pardon.“ Ob sie denn einen Permit hätten für die Räder? „Oh, Monsieur, natürrlich nich. Was machen wir? Können Sie helfen?“ Und er deutete auf meine Armbinde. „Ja, ich can versuchen, of course. I'll try to do my best. I know, ich kenne das office, wo ich can krig a certificate, passport for the cycles. Aber nichts versprech. I only can try!“ Und nun mußte ich natürlich eines der Räder nehmen, um zu dem office zu fahren, das mir die so wichtige Bescheinigung ausstellen würde. Der französische Offizier bedankte sich sehr für meine Bereitschaft, ihm aus dieser Patsche zu helfen Offenbar hatte er einen ausgeprägten Respekt vor den Amerikanern, die ihn vielleicht nicht immer so zuvorkommend behandelt hatten; denn schließlich hatten sich die Franzosen in den Augen Amis nicht allzu lange gegen die Germans zur Wehr gesetzt in diesem Krieg. Ich bestieg das Traumfahrrad und verschwand auf Nimmerwiedersehn. Ziemlich schäbig und wortbrüchig. Ich schäme mich heute. Aber damals.? Das Hemd saß mir näher als der Rock. Erst kam die Selbstversorgung. Und dann die Franzosen.- Sie werden auch ohne dieses Rad nach Hause gekommen sein.

Nach wenigen Wochen zogen die Amis weiter nach Osten. Um Berlin wurde noch gekämpft. In Hannover zogen die Briten ein; denn Norddeutschland wurde zur britischen Besatzungszone, die Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Schleswig-Holstein und Hamburg umfaßte. Die amerikanische Zone faßte Bayern, Hessen, Württemberg-Baden und - wegen der Versorgung über die See-Transporte - auch Bremen zusammen, während die Sowjets ihre Macht in Brandenburg, Mecklenburg, Vorpommern, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen wahrnahmen und die französische Zone aus Rheinland-Pfalz, Württember-Hohenzollern und Baden bestand, wobei das Saar-



land von den Franzosen vereinnahmt war. Berlin wurde - wie übrigens auch Wien - in vier Besatzungszonen aufgeteilt.

Das britische Military Government machte die Geha-Werke in Hannover-Buchholz zu seinem Hauptquartier. Da die Schulen immer noch geschlossen waren und meine Ami-Freunde weiterzogen, fuhr ich mit meinem erbeuteten Fahrrad von Linden nach Buchholz, um meine bescheidenen Dolmetscherdienste nunmehr dreist und gottesfürchtig den Engländern anzubieten.

Hatte ich vorher zu den nur um wenige Jahre älteren GIs ein eher freundschaftliches Verhältnis gehabt, so begegneten mir die britischen Verwaltungs-Offiziere nun sehr nüchtern. Natürlich sahen die Erwachsenen in mir nun einen boy, den sie wie einen clerk behandelten, zumal einige von ihnen als deutsche Juden in der Nazi-Zeit emigriert waren, also besser deutsch als englisch sprachen und deshalb eher einen Laufburschen als einen Hilfsdolmetscher brauchten. Einer dieser Offiziere riet mir, die Zeit zu nutzen, um meine doch noch geringen englischen Sprachkenntnisse zu vervollkommen. Ich solle fleißig lernen. Ich mußte ihm meine Hausanschrift geben und er versprach mir, mich nach einem Jahr abzuholen und mir einen Job zu vermitteln. Ich konnte mir damals nicht vorstellen, daß dies Versprechen ernst gemeint war; denn was würde in dieser bewegten Zeit nach einem Jahr sein? Umso überraschter war ich, daß eben jener Offizier ein Jahr später an unserer Tür klingelte, um zu sehen, was aus meinen Sprachkenntnissen geworden sei. War das nun typisch britisch, daß ein Mann sein Versprechen hielt? Wollte er als der Ältere mir ein Lehrbeispiel dafür geben, daß ein englischer Offizier zu seinem Wort steht? War das ein Akt von Reeducation, dem alliierten Umerziehungsprogramm, mit dem man jungen Deutschen demokratisches Pflichtbewußtsein vermitteln wollte? Oder verhielt sich so ein naiver Bürokrat, der sich einen Jahres-Termin vorgemerkt hatte und ihn nun erledigte? Jedenfalls war ich von seinem Engagement in meiner Sache schwer beeindruckt und habe es bis heute nicht vergesse. An einem Job war ich zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht mehr interessiert, nachdem die Schulen längst wieder ihren Betrieb aufgenommen hatten.

\* Bei den Briten hielt es mich nicht länger. Als „clerk für alle Zwecke“, als eine Art „Laufbursche für alles“ war ich mir zu schade. Also sah ich mich nach neuen Gelegenheitsjobs um. Da hörte ich von einigen älteren Jungen, Schüler höherer Klassen, daß sie unter anderem bei der hannoversche Kriminalpolizei vorgeschlagen hätten, die einen Übersetzer suche. Die Anforderungen seien aber doch recht hochgeschraubt. Sie hätten keinen Erfolg gehabt.

Dolmetscher bei der Kriminalpolizei. Donnerwetter, das wäre was für mich. Natürlich hatte ich mit meinen 16 Jahren schon manche Dedektiv-Geschichte verschlungen. Ja, ich erinnere mich, schon in diesen Jahren den Versuch gemacht zu haben, einen spannenden Krimi zu schreiben. Dabei wollte ich möglichst dokumentarisch vorgehen und einen Bericht zu Papier bringen, der mit Fotos und Beweisstücken versehen würde. Zu diesem Zweck schnitt ich aus meinem alten englischen Schulbuch verschiedene Fotos aus. Auf einem war eine Straßenszene zu sehen. Ein Milchmann lieferte gerade seine Flaschen vor einer Haustür ab. Da im Hintergrund eine Uhr zu erkennen war, sollte das Foto später als wichtiger Beleg dienen, als Beweisstück dafür, daß zu diesem Zeitpunkt die Hausfrau noch gelebt haben müsse. Eine weggeworfene leere Zigarettenschachtel mit dem Fingeabdruck des Milchmannes war ein weiteres wichtiges Indiz. Diese Stücke sollten „meinen“ Krimi illustrieren. Man sieht, daß

meine Phantasie ihre Blüten trieb. Und nun die Vorstellung, daß man mich bei der Kriminalpolizei brauchen könnte. -

Es muß ein sonniger Tag im Mai gewesen sein. Ich fuhr zum Polizeipräsidium, diesem historistischen Prachtbau in der Hardenbergstraße, unweit vom Neuen Rathaus, schloß mein Fahrrad mit einer sehr schweren Kette an und landete nach Voranmeldung durch den Pförtner bei einem Kriminal-Sekretär namens Kellermann. Der sah mich von oben bis unten ziemlich skeptisch an, vielleicht wegen meiner Jugend, mehr noch wegen meines amerikanischen „Räuberzivils“. Meine Halbuniform bestand aus einer kakifarbenen Militärhose, einer hellbeigen Windjacke und den Stiefeln aus US-Army-Beständen. In Ermangelung eines Oberhemdes trug ich darunter einen weinroten Pullunder verkehrt herum, d.h. mit dem V-Ausschnitt nach hinten, sodaß der Kragen am Halsrand abschloß und den Hemdenkragen ersetzte. Ich konnte Herrn Kellermann die Bescheinigung vorlegen, auf dem immerhin meine „Dolmetscherdienste“ von einem amerikanischen Offizier bestätigt waren. Und außerdem muß ich den guten Mann ganz schön „bequatscht“ haben. Als er mich fragte, woher ich denn meine Englischkenntnisse hätte, schwindelte ich ihm vor, daß meine amerikanischen Großeltern (die es leider nicht gab) vor dem Kriege oft bei uns gewesen seien und bei dieser Gelegenheit immer englisch gesprochen worden sei. Ein Grund dafür, daß mich die Army gleich beschäftigt hätte. (Auch diese Begründung war natürlich „erfunden“.) Im Übrigen hätte ich inzwischen sechs Jahre Englisch in der Schule gehabt. Letzteres schien den Beamten nicht zu beeindrucken. Aber die angeblichen Großeltern aus den Vereinigten Staaten müssen ihm imponiert haben. Vielleicht auch die Tatsache, daß mein Vater bei einer Polizeieinheit gekämpft hatte und inzwischen in Rußland vermißt wurde. Als mir Herr Kellermann dann aber eröffnete, daß seine Behörde Schreibmaschinenkenntnisse voraussetzen müsse, war ich mit meinem Latein am Ende. Ich mußte passen.

Die schwere Eichentür schloß sich hinter mir. Niedergeschlagen stand ich auf dem langen Behördenflur mit den hohen Fenstern. Aber dann erinnerte ich mich der oft genug von Mutter eingebläuten Worte: „So schnell gibt man nicht auf. Es gibt immer noch eine Möglichkeit.“ Oder wie Werfels Jakobowski zum Oberst sagt: „Es gibt immer zwei Möglichkeiten.“ Ich drehte mich also auf dem Absatz um, klopfte nochmal bei dem Herrn Kriminalsekretär an und sagte: „Entschuldigen Sie Herr Kellermann Noch ein Wort bitte: Sie verlangen Schreibmaschinenkenntnisse. Zugegeben, ich kann noch nicht perfekt Schreibmaschine schreiben, ich meine, so fließend mit zehn Fingern. Aber mit zwei Fingern schreibe ich schon ziemlich schnell, und ich werde jetzt fleißig üben, damit ich den Anforderungen genüge.“ Das würde sich auch schnell in die Tat umsetzen lassen, denn die Amis hatten ein paar beschlagnahmte Schreibmaschinen zurückgelassen, die ich „erbeutet“ hatte. Eine davon, eine alte „Adler“ hat mir viele Jahre gute Dienste geleistet. Für eine andere tauschte ich einen Pelzmantel für Mutter ein.

Kellermann blickte mir tief in die Augen. und seufzte. Vielleicht hatte ihm meine Standfestigkeit imponiert, die Tatsache, daß ich nicht so schnell aufgab. Vielleicht hatte er die lange und bis dahin erfolglose Suche nach einem Hilfsübersetzer satt. Also schön, man wolle es mit mir versuchen. Ich solle in zehn Tagen zur abschließenden Prüfung kommen. Bis dahin solle ich fleißig tippen üben, aber englisch natürlich.

Was war das überhaupt für ein Job, für den man einen Übersetzer suchte? Alle von

Angehörigen fremder Staaten begangenen Straftaten, die in den Zuständigkeitsbereich der hannoverschen Polizei fielen, mußten von dieser genau protokolliert werden. Eine Kurzfassung war für das Military Government zu übersetzen.

Es gab unmittelbar nach Kriegsende eine große Anzahl ehemaliger aus den eroberten Gebieten zwangsverschleppte Dienstverpflichtete oder auch freiwillige Hilfsarbeiter, Fremdarbeiter aller erdenklichen europäischen Nationen, vornehmlich aus den Ostgebieten. Aber auch „hängengebliebene“ französische und italienische Kriegsgefangene, die, aus welchen Gründen auch immer, noch nicht in ihre Heimat zurück wollten. Auch sie bildeten in der Trümmerstadt mit ihren Versorgungsnöten eine latente Gefahr für kriminelle Übergriffe jeder Art, zumal sie oft von Rachegefühlen erfüllt waren und sich nun als Befreite und Freunde der Siegermächte empfanden. Viele Jahre hatten diese Menschen auf ein Leben in Freiheit verzichten müssen und waren ausgebeutet und drangsaliert worden. Jetzt waren sie befreit. Jetzt wollten sie endlich auch ihre sexuellen Bedürfnisse befriedigen. Kurz: Hier hatte sich ein Potential angesammelt, das nach Ausbruch drängte. Kein Wunder, daß Raubüberfälle, Plünderungen, Vergewaltigungen und die damit verbundene Mord- und Totschlagsdelikte an der Tagesordnung waren, wobei Messerstechereien unter Kollegen noch eine harmlose Variante bildeten. Und eben diese Kriminalfälle, die Displaced People betrafen, mußten, wenn sie von der deutschen Polizei behandelt und somit zur Akte geworden waren, zumindest als Ergebnisprotokoll übersetzt werden, damit die Besatzungsbehörden schnell und ständig über das aktuelle Geschehen in diesem dunklen Bereich ihrer Zone informiert waren.

Ich setzte mich also an meine Adler-Schreibmaschine und schrieb fleißig irgendwelche englischen Texte ab. Auf diese Weise perfektionierte ich mein Zwei-Finger-Suchsystem, das ich später niemehr überwunden habe. Dann kam der große Tag meiner Aufnahmeprüfung. Herr Kellermann wies mir einen Platz am Fenster seines großen, hohen Büroraumes an und legte mir einen deutschsprachigen Tagesbericht der hannoverschen Kriminalpolizei vor, den ich ins Englische übersetzen und sogleich mit der Schreibmaschine zu Papier bringen mußte. Meinen kleinen handlichen Langenscheidt-Dictionary, der mir allerdings nur zur Hälfte, nämlich in der Deutsch-Englisch-Version, zur Verfügung stand, legte ich möglichst unauffällig hinter die Schreibmaschine und begab mich ans Werk. Aber da gab es Wörter, die noch nie in meinen Sprachgebrauch Eingang gefunden hatten und die mir schon gar nicht in Englisch geläufig waren: Notzuchtsvergehen, Vergewaltigung, Totschlag, Raub, Mord, Diebstahl, Einbruch. Ganz abgesehen von den juristischen Unterscheidungen zwischen einfachem Raub und Einbruchsdiebstahl und anderen Finessen kriminalistischer Ausdrucksweise. Dieses Fach-Vokabularium stand mir nicht zur Verfügung und so versuchte ich es mit larceny anstelle von theft für Diebstahl, weil im Wörterbuch das erstere mit dem Symbol einer Justitia-Waage gekennzeichnet war. Es war mir auch unbekannt, daß der Engländer einen feinen Unterschied zwischen dem Einbrecher in der Nacht und jenem Schurken macht, der am Tage tätig wird. Nennt er den ersteren burglar, so ist der am hellichten Tage Tätige nur ein housebreaker. Notzüchtigen wird im Langenscheidt mit der Jura-Waage als assault angeführt, während der Brite offenbar drei Arten von Vergewaltigung unterscheidet: violation, rape und ravishment.

Genug dieser Spitzfindigkeiten. In dieser Prüfsituation kam es darauf an, unter den angebotenen Ausdrücken schnell den Treffenden herauszufinden, ohne daß dem Prüfer meine Ahnungslosigkeit allzu auffällig wurde. Ich saß schweißgebadet vor der rie-

sigen Schreibmaschine, einerseits bemüht, das treffende Wort zu finden und andererseits das Ergebnis richtig in die Maschine zu tippen. Herr Kellermann beobachtete mein Tun schweigend. Ich wollte mir keine Blöße geben und unterließ bald das lästige Nachblättern im Diktionär, weil das meine linguistischen Schwächen bloßgelegt hätte. Hatte ich mich vertippt, so wollte ich nun den Fehler auch nicht umständlich mit dem harten Radiergummi beseitigen; denn damit hätte ich mich verdächtig gemacht. Zu recht hätte dies Herrn Kellermann an meinen schreibmaschinellen Fähigkeiten zweifeln lassen. Außerdem sagte ich mir, daß jemand, der, wie mein Prüfer, kein Englisch spräche, auch nicht in der Lage sei, einen Schreibfehler zu entdecken. Es kam am Ende ein sprachlich höchst zweifelhaftes Ergebnis zustande, das wegen seiner Tippfehler zu höchsten Verwirrungen Anlaß geben mochte. Aber, so dachte ich mir, Herr Kellermann kann kein Englisch und wird mein Werk staunend zu würdigen wissen.

Da trat er auch schon an den Schreibtisch heran, zog mit schnellem Griff die geschriebene Seite aus der Maschine und lud mich ein, ihm zu folgen. Auf unserem Weg in die dritte Etage des Polizeipräsidiiums erläuterte er mir, daß wir auf dem Weg zu Missis Peters seien. Diese Engländerin sei die Chefsekretärin des Polizeipräsidenten und auch für die Zusammenarbeit mit den Militärdienststellen zuständig. Ich übertreibe nicht, wenn ich meine Gefühle in dieser Situation als „gemischt“ beschreibe.

Mrs. Peters war eine hochgewachsene, äußerst angenehme Erscheinung. Blond und blauäugig, wie man sich eine Engländerin gemeinhin vorstellen mag. Ein sportlicher, eher asketischer Typ von dennoch sympathischer Fraulichkeit. Sie betrachtete mich aufmerksam, von oben bis unten. In ihrem Blick schien mehr Neugier als Skepsis zu liegen. Meine Chance witterte ich eher in ihrer Fairness als in ihrem Kritikbedürfnis. Dann blickte sie auf mein Elaborat. Bevor sie die Stirn kräuseln konnte, versuchte ich es mit einigen erläuternden Anmerkungen. „Well, Mrs. Peters, I know, that's not really perfect at all. I tried to do my best. But I am still missing such speciell words you'll need for an expert translation of this specific field. I never for instance heard about robbery in english before.“ Und als sie immer noch schwieg, ich war ja schon dankbar, daß sie nicht mit dem Kopf schüttelte, legte ich noch etwas nach: „You must know, I'm looking for a job. I need to earn some money for my mother and my little sister...“ Das war schon hart an der Grenze des Erträglichen. Mehr durfte ich Mrs. Peters nicht zumuten, und so blickte ich betreten vor mich hin.

Ein leichtes Schmunzeln ging über ihre Züge. Mrs. Peters wandte sich an Herrn Kellermann, der in der respektvollen Haltung eines Beamten aus der ersten Etage nun im Vorzimmer seiner Hoheit des Präsidenten im dritten Stock das unantastbare, maßgebliche Urteil erwartete. „Tja, Herr Kellermann. Was soll ich dazu sagen? Gewiß, es fehlen hier und dort noch die richtigen Fachausdrücke. Aber da haben wir ja selbst noch unsere Verständnisschwierigkeiten. Und es gibt auch ein paar Tipper, die aber nicht den Sinn verändern und auch nicht wesentlich sind für diesen Zweck. Im Übrigen: Der junge Mann kann sich gut verständlich machen, auf Englisch meine ich. He has a ready tounge, as we say. Ich glaube, auf Deutsch heißt das, er ist nicht auf den Mund gefallen. Ich bin sicher, Sie werden ihn gut gebrauchen können für Ihre Zwecke. Und er wird jeden Tag besser werden.“ Herr Kellermann deutete eine knappe Verbeugung an, und mir schlug das Herz zum Halse. Mrs. Peters gab mir ihre Hand. Ich bedankte mich. Ich war eingestellt. Mit sechzehn Jahren der jüngste Angestellte der Kriminalpolizei Hannover. Das war was.

Das Büro teilte ich mit einem älteren Kollegen. Kurt Großschupf mochte etwa fünfzig Jahre alt sein. Braungebrannt, hohe Stirn, schlohweißes Haar, liebenswürdiges Wesen. Er stammte aus dem Harz, aus Sieber, wo seine Mutter eine Ferienpension unterhielt. Jetzt lag das in der sowjetischen Besatzungszone. Es war die Zeit, in der es vereinzelt Gruppen noch gelang, des nachts auf Schleichwegen über die Grenze zu kommen. Mein neuer Kollege sprach und schrieb ein gutes Englisch. Er war als junger Mann für ein hannoversches Unternehmen mehrere Jahre in London tätig gewesen und lebte jetzt als Junggeselle auf einer Dachbude. Wohnraum war knapp, Hannovers Innenstadt zu 80% zerstört. Wir verstanden uns auf Anhieb. Er half mir schnell, mich einzuarbeiten und meine Sprachlücken zu füllen. Was ihn aber weit mehr interessierte und schließlich das Thema langer Gespräche wurde, war meine Liebe zum Theater. Ich hatte ihm erzählt, daß ich einmal Regisseur oder Dramaturg werden wollte. Da brach es aus ihm heraus, daß er eigentlich hätte Schauspieler werden wollen. Die Lebensnotwendigkeiten, der Erhalt des mütterlichen Erbes, schließlich der Krieg hatten die Erfüllung seines Lebenstraumes verhindert. Umso lieber hörte er zu, wenn ich von den Aufführungen unserer Laienspielschar berichtete, die wir jetzt vor deutschen Kriegsgefangenen veranstalteten und von den Abenden, an denen wir uns mit verteilten Rollen die Dramen unserer Klassiker vorlasen.

Ich habe diesen liebenswerten Menschen später noch bei Premieren getroffen und auf seinen Spaziergängen durch die Herrenhäuser Gärten. Ein sehr einsamer Wanderer, befangen in Träumen und unerfüllten Sehnsüchten. Dann schritt er in seinem alten gefärbten Militärmantel mit flatterndem Haar wie ein King Lear durch die Parks. Vor dem Hintergrund unserer schweren, entbehrungsvollen Nachkriegszeit, hat er mir immer geraten, nicht den brotlosen Künsten zu verfallen, sondern mich lieber auf den sicheren Weg des Kaufmanns zu begeben. Damals wußten wir beide noch nicht, daß ich viele Jahre später einmal in der gleichen Firma tätig sein würde, die er einst im Ausland vertreten hatte. Seine früheren Kollegen hatten das bessere Los gezogen. Einer seiner Mitlehrlinge war ein wohlhabender Prokurist geworden.

Meine Aufgabe bestand in der schriftlichen Übersetzung polizeilicher Akten, die displaced people betrafen. In den Umwälzungen der ersten Nachkriegswochen kamen aber auch immer mehr hilfeschuchende Fremdarbeiter oder entlassene ausländische Gefangene zu uns, die uns baten, ihre Gesuche an die Militärregierung oder auch polizeiliche Bescheinigungen zu übersetzen. Darunter auch ehemalige KZ-Insassen z.B. aus Bergen Belsen, Natürlich bemühten wir uns, gerade diesen Opfern behilflich zu sein, aber wir mußten der Versuchung widerstehn, ihnen irgendetwas zu bescheinigen, was wir nur aus ihren Erzählungen gehört hatten. Eine Bescheinigung mit dem amtlichen Stempel der Polizei war für diese Menschen von großem Wert. Wir beschränkten uns dabei auf unsere Übersetzungen.

Im hinteren Trakt des Polizeigebäudes in der Hardenbergstraße befand sich das Untersuchungsgefängnis, daß den Wirren dieser Zeit entsprechend berstend voll mit in- und ausländischen Straftätern war. Oft wurde ich von der Gefängnisleitung herbeigerufen, wenn es darum ging zwischen zwei Ausländern zu vermitteln, die sich nur englisch-deutsch miteinander verständigen konnten. So sprach z.B. ein Ukrainer mit mir gebrochenes Deutsch, das ich dann einem Italiener mit englischen Sprachkenntnissen vermitteln konnte. Das gleiche Verfahren fand zuweilen bei Verhören durch die Polizeibeamten statt.

Gefängnisse haben wohl immer einen schlechten Geruch. Zumindest in der Zeit nach dem Kriege konnte der miese Gestank nur durch starke Desinfektionsmittel wie Lysol übertönt werden. Die Zellen waren überbelegt. In merkwürdigem Kontrast zu der niederdrückenden Atmosphäre der Frauenabteilung des Untersuchungsgefängnisses stand die Person der Chefin dieses Etablissements. Ich habe sie als eine zarte Schönheit mit dunklen Augen und kastanienrotem Haar in Erinnerung. Aufseherinnen wie Einsitzende begegneten ihr mit höflichem Respekt, was so gar nicht zu den Typen zu passen schien.

Eines Tages landete ein Vorgang auf meinem Schreibtisch, in dem ein Mordfall behandelt wurde. Eine junge Frau von etwa achtzehn Jahren hatte einen ehemaligen französischen Kriegsgefangenen in ihrem Bett mit mehreren Messerstichen getötet. Da sich dieses Unglück in einem mir bekannten Mietshaus in der Fortunastraße nicht weit von meiner Wohnung ereignet hatte, und wohl auch, weil die Tat einen sexuellen Hintergrund vermuten ließ, fand der Fall mein besonderes Interesse. Die Akte war mit einige Fotografien illustriert, die von der Polizei kurz nach der Tat gemacht worden waren. Man blickte vom Treppenhaus durch die geöffnete Wohnungstür über den Flur in das hinten gelegene Schlafzimmer auf das Bett mit der Leiche. An der Decke des Flures der kleinen Mietwohnung hing, wie in diesen Häusern wegen des Platzmangels üblich an einem Seil hoch gezogen, das Fahrrad der Täterin. Das zu erwähnen ist deshalb wichtig, weil sie im Verhör angegeben hatte, daß der sie ständig beherrschende Liebhaber aus Eifersucht ihr Fahrrad im Keller angeschlossen habe, um sie daran zu hindern, fort zu fahren, um vor ihm zu flüchten. Überhaupt hatte er sie ständig mit zunehmendem Begehren bedrängt, so daß sie sich seiner schließlich nicht mehr zu erwehren wußte und ihn in einem panischen Affekt während eines Beischlafes mit dem Messer erstochen habe, mit dem er sie zuvor bedroht hatte. Zur Person des Opfers führte die junge Hilfsarbeiterin aus, daß er als Kriegsgefangener sie nach einem Fliegerangriff kennengelernt habe, als er beim Löschen des brennenden Hauses half. Er habe sich jetzt nach dem Kriege zur Rückkehr zu Frau und Kindern nach Frankreich entschlossen. Um ihr das mitzuteilen habe er sie ein letztes Mal aufgesucht. Sie hätten beide keinen anderen Ausweg gewußt. Soweit in Kürze ihre Schilderung der Personen und des Tatherganges.

Ich hatte mit der polizeilichen Ermittlung überhaupt nichts zu tun. Meine Aufgabe bestand lediglich in der Übersetzung des Resumees des zuständigen Kriminalobersekretärs mit Namen von der Fecht, der die Täterin durch die Art seiner Schilderung ganz offenbar entlasten wollte. Aber da hatte ich, der Sechzehnjährige, wie ich meinte, mit „kriminalistischem Scharfblick“ einige Ungereimtheiten erkannt. Es stimmte zum Beispiel nicht, daß der Mann das Fahrrad des Mädchen im Keller verschlossen hatte. Sie hatte ausgesagt, daß sie sich von ihm bedroht gefühlt habe und ihm nicht die Wohnungstür nicht geöffnet hätte. wenn sie geahnt hätte, daß er zu dieser späten Stunde noch zu ihr wollte. Das Foto ließ erkennen, daß der späte Gast unschwer durch die Fenster der Tür hätte erkannt werden können. Wieso hatte sie ihm dann geöffnet? Warum sollte der Mann das Mädchen im Bett mit einem Küchenmesser bedroht haben, wenn er doch in die Heimat zurückstrebte?

Der Kriminalobersekretär von der Fecht war ein sehr netter Herr. Ein väterlicher Typ, der mir seine Sympathie schon hier und da bekundet hatte. Deshalb ging ich mit meinen „Erkenntnissen“ zu ihm. Er fand meine Zweifel berechtigt und schien insgeheim belustigt, daß ich allein anhand der Fotografien zu einem anderen Ergebnis als er

gekommen war. Da gab er mir die Erlaubnis, die bis zur Verhandlung einsitzende Täterin im Gefängnis aufzusuchen, sie kennenzulernen. Vielleicht war das ein Experiment des erfahrenen Kriminalbeamten. Wollte er herausfinden, wie ein junger Mensch durch die unmittelbare Begegnung mit einer Unglücklichen angerührt würde? Ich besuchte also die junge Frau im Gefängnis unter dem Vorwand, daß das zur Übersetzung anstehende Protokoll noch der Klärung einiger Fragen bedürfe. Die junge Frau war ja nur drei Jahre älter als ich. In meinen Augen ein Mädchen, das zur Mörderin geworden war. Ich traf ein völlig verstörtes Wesen, das sich angesichts der schlimmen Tat mit schweren Vorwürfen quälte, ja zermartete. Ich mochte nicht weiter in sie dringen. Es blieben keine Fragen. Ich schlich mich beschämt an meine Arbeit zurück.

Jetzt konnte ich den alten Kriminaler sehr gut verstehn. Er hatte recht mit seiner Beurteilung des Falles, aus der Unvoreingenommenheit, ja Mitgefühl für die Unglückliche sprach. Ich hatte gelernt, wie schwer, ja wie unmöglich es ist, die Gedanken und Gefühle eines Menschen zu ergründen, der, durch welche Ursachen auch immer, in eine verhängnisvolle Situation geraten ist und zum Täter wird. Wer wollte hier entscheiden, auf welcher Seite das Unrecht überwog. Wer wollte „den ersten Stein werfen“? Wer wollte hier aus seinem subjektiven Empfinden Recht sprechen und durch seine Schilderung des Falles eine Vorverurteilung präjudizieren? Wohl dem Täter, dem eine einfühlsame, vorurteilsfreie Untersuchung eine Chance vor dem Richter eröffnet. Die junge Frau aus der Fortunastraße wurde zur psychologischen Behandlung für ein Jahr in eine entsprechende Anstalt überwiesen und konnte danach unter anderem Namen an anderem Ort ein neues Leben beginnen.

Auf dem Hof des Polizeigebäudes war auch die sogenannte Waffenmeisterei untergebracht. Hier präsierte ein Polizei-Hauptmann, der für die Verwahrung beschlagnahmter Waffen zuständig war. Nach einer der ersten und dringlichsten Verordnungen der Militärregierung mußte die Bevölkerung jede Art von Waffen bei der Polizei abliefern, die von Soldaten zurückgelassen, in Verstecken gefunden oder aus der Absicht eventuell notwendig werdender Selbstverteidigung verborgen geblieben waren. Gezielte Hausdurchsuchungen schwemmten überraschende Mengen dieses gewichtigen Gefahrenpotentials heran. Das betraf nicht nur zurückgelassenes oder gefundenes militärisches Gerät, sondern auch Jagd- und Sportgewehre, Pistolen und Revolver. Gerade die letzteren standen aufgrund ihrer hervorragenden made-in-Germany-Qualität beim britischen Offizierkorps in hohem Ansehen. Es hatte sich bald herum gesprochen, daß jene kostbaren Relikte deutscher Wertarbeit in diesem Sammelbecken im Souterrain des Polizeigefängnisses zu finden seien. Für eine Mauser-Pistole boten die Offiziere mehrere heißbegehrte Stangen Capstain Navy Cut, der zu jener Zeit bevorzugten Zigarettenmarke, die sich dank ihrer süßen Honigtränkung besonderer Beliebtheit erfreute und eine unschätzbare Ersatzwährung darstellte. Die inzwischen praktisch wertlos gewordene Reichsmark konnte mit dieser Zahlungseinheit nicht schritthalten. Hier blühte gewissermaßen im Schutz der gesetzlichen Obrigkeit ein Schwarzmarkt, der das Gewissen der Verantwortlichen schon deshalb nicht weiter beschwerte, da es sich ja um einen Tausch von Gütern handelte, die ohnehin der Besatzungsmacht zustanden und ohnehin in deren Hände zu überführen waren. Wenn dabei Marketenderware von der einen auf die andere zuständige Seite, quasi in die Hände von Kollegen wechselte, die sich nur in ihrer Uniform nicht aber in ihrer Aufgabe von einander unterschieden, konnte das doch wohl nicht sträflich sein. Auf jeden Fall, brauchte der zuständige Vertreter der Polizeibehörde einen Dolmetscher,

der ihm dabei behilflich war, die spendenwilligen und waffengeilen Officers der Army zur Zahlung eines möglichst hohen Preis zu bewegen. Und so wurde ich auch zu diesen Diensten zeitweilig angefordert, was für mich eine willkommene Abwechslung meiner Bürotätigkeit darstellte.

Der Waffenmeisterei war zu jener Zeit auch eine Einheit hannoverscher Feuerwerker angegliedert. Diese hatte schon während des Krieges die Aufgabe übernommen, die zahlreich verstreuten Blindgänger der britischen und amerikanischen Fliegerbomben aufzufinden und zu entschärfen. Nun hielt das britische bomb-defuse-Regiment die Zeit für gekommen, mit den deutschen Ingenieuren zusammenzuarbeiten, um die Versager unter ihren Vernichtungsmaschinen für alle Zukunft unschädlich zu machen. Ich machte die Bekanntschaft mit Staff-Sergeant Cattle, einem freundlichen jungen Schotten, der als Verbindungsoffizier zwischen der britischen und dieser deutschen Spezialeinheit fungierte, und der, nachdem wir uns schon beim Waffentausch kennengelernt hatten, darauf bestand, daß ich ihm für seine Gespräche mit den Bombenentschärfern beider Seiten hilfreich zur Seite gestellt würde.

Meine Aufgabe bestand darin, ihn zu begleiten, wenn er in seinem kleinen englischen Lieferwagen zu den Stellen fuhr, an denen die Feuerwerker bereits Blindgänger gefunden und freigelegt hatten. Dann berieten er mit ihnen, wie die Bombe am besten zu entschärfen sei, wobei sich sehr bald herausstellte, daß die deutschen Handwerker sich sehr viel besser in der Unschädlichmachung und Beseitigung der englischen Luftminen auskannten als die Engländer. Das mochte in England bei der Behandlung der deutschen Explosivzünder genau umgekehrt sein; denn schließlich war man hier wie dort für die Beseitigung der Gefahrenquellen zuständig und auf die Feinheiten der jeweiligen feindlichen Bombendreher spezialisiert. Um den oftmals verbogenen und verkrusteten Zünder aus der verrosteten Bombenspitze herauszudrehen, versuchte man zunächst auf den Zünder eine Art Schwungrad zu setzen, das einer großen Filmspule ähnlich sah. Ein dünnes Seil war auf diese Spule gewickelt. In sicherer Entfernung zog man daran, bis das Seil von der Spule abgewickelt war und diese dank einer Feder bestrebt war zurückzuschnellen, wodurch dann der Zünder wie eine Schraube herausgedreht werden sollte. Das Verfahren ist mir genauso unverständlich geblieben wie diese Beschreibung. Aber meistens klappte es, und wenn nicht, mußte ein mutiger Feuerwerker versuchen, die Kapsel des Zünders zunächst mithilfe von Hammer, Meißel und Schraubenschlüssel zu lösen. Das Unangenehme dieses Jobs bestand darin, daß die Konversation der Experten, die ich zu dolmetschen hatte, meistens in unmittelbarer Nähe des Objektes stattfand. Solange ich dabei war ist nichts passiert, was absolut nichts mit mir, bestenfalles mit meinem Schutzengel zu tun haben kann. Zum Glück durften die deutschen Feuerwerker ihre Arbeit bald selbständig und ohne englische Oberhoheit verrichten. Man konnte ihrer Erfahrung wie ihrer Geschicklichkeit voll vertrauen.

Wie jeder andere Mitarbeiter der Behörde verfügte auch ich über einen entsprechenden Ausweis mit Paßbild. Auf diesem Bild sah ich weit älter aus als ich war. Man konnte mich für Anfang zwanzig halten. Die bewegte Zeit und meine bewegten Erlebnisse hatten mich schneller reifen lassen. Wer den Ausweis nur flüchtig betrachtete, erkannte mich auf dem Foto, sah meine Unterschrift und, las das fettgedruckte Wort „Kriminalpolizei“. Ein solcher Ausweis birgt für seinen Besitzer die Gefahr der Versuchung. Und so ließ auch ich mich hinreißen, diese Bescheinigung, die zwar zu keinerlei Amtshandlung berechtigte, den Betrachter aber in Schrecken und Ehrfurcht ver-



setzt, zu beutzen. Ich sage nicht: zu mißbrauchen; denn ich verwendete die damit verbundene, scheinbare Autorität, um mich als guter Geist, als Beschützer und Rächer für die Rechte der Unterdrückten und Betrogenen einzusetzen.

In dieser Zeit des Mangels an jeglichen Nahrungs- und Genußmitteln machte die Not die Menschen nicht nur erfinderisch im guten Sinne. Sie inspirierte mindestens ebenso zu Fälschung und Betrug. So gab es in unserem Stadtbezirk eine Frau, die aus der Werkstatt, in der sie tätig war, in kleinen Mengen auf Fläschchen abgefüllt feines Maschinenöl entwendete. Diese violett ölig schimmernde Flüssigkeit empfahl sie ungeachtet seiner mineralischen Herkunft Ahnungslosen als feinstes natürliches Knochenöl bestens geeignet zur Herstellung von Bratkartoffeln und zur Hautpflege. Als sich bei den Anwendern dieser Flüssigkeit entsprechende Verdauungs-, ja sogar Sehbeschwerden oder Hautentzündungen einstellten, wurde man auf die Lieferquelle aufmerksam. Die Betroffenen hatten aber nicht den Mut, Anzeige zu erstatten, da sie fürchteten, sich durch den Schwarzhandel und einer möglichen Weiterempfehlung des Stoffes strafbar gemacht zu haben. Die Kunde kam auch zu mir. Ich besuchte die fragliche Händlerin und gab mich mit Hilfe meines Ausweises als ein mit der Untersuchung dieses Falles Beauftragter aus. Es genügte nicht viel dazu, die Dame bei ihrem schlechten Gewissen zu fassen. Sie ließ mich ihre Wohnung durchsuchen. Unter ihrem Bett stand eine ganze Batterie abgefüllter Flaschen mit Maschinenöl. Wir kamen schnell überein, daß sie den Inhalt in meinem Beisein im Spülbecken der Toilette beseitigte, um auf diese Weise einem peinlichen Verhör auf dem Präsidium und der entsprechenden Anzeige zu entgehn. Nicht allein ihr Vergehen und die schädlichen Nebenwirkungen ihres Wundermittels waren mit einem Zug weggespült. Auch ich fühlte mich erleichtert; denn wäre ich auf eine beschlagene Gaunerin oder gar auf eine kriminelle Organisation gestoßen, hätte ich leicht den Kürzeren ziehen können.

Und noch eine Lehre zog ich aus meiner abenteuerlichen Tätigkeit bei der Kripo. Der Alltag eines Kriminalisten ist alles andere als spannend. Einen Sekretär überraschte ich, als er heimlich während seiner Arbeitszeit einen Krimi in seiner aufgezogenen Schublade las. Er träumte von seinem Wunschberuf, der ihn in der Realität enttäuscht hatte. Ich glaube, daß dieser Beruf die hier Tätigen eher desillusionieren und demotivieren muß. Nur in wenigen Fällen werden die Beamten fündig. Ihr Erfolg besteht mehr in ihrer Anwesenheit und der damit bewirkten Abschreckung. Wenn sie wirklich einen Täter erwischt und zur Strecke gebracht haben, müssen sie oft bei Gericht eine in ihren Augen zu geringe Bewertung ihrer mühevollen Arbeit erfahren. Hinzukam, daß sich in der außergewöhnlich kriminellen Atmosphäre der unmittelbaren Nachkriegszeit die Grenzen von Unrecht verwischten. War ein Familienvater, der für seine Familie irgendwo auf dem Felde einen Sack Kartoffeln „organisiert“ oder von einem Eisenbahnwagon ein paar Briketts gestohlen hatte, wirklich ein Verbrecher? Vor dem Gesetz keine Frage - aber in diesen Notzeiten verständlich? Die Gänge vor den Büros und die Vernehmungsbüros selbst füllten sich mit beschlagnahmtem Plünder- und Diebesgut. Kisten von Traubenzucker, Ballen von Rohtabak alles von Lastkähnen aus dem Lindener Frachthafen, Säcke mit Reis und Zucker unter großen Anstrengungen aus den offenen, ungeschützten Lagerhäusern geschleppt, jetzt bei Hausdurchsuchungen ausgelöst durch Anzeigen neidischer Nachbarn notgedrungen von der Polizei aufgenommen. Das lud natürlich dazu ein, von den ebenfalls ausgehungerten Polizisten in kleinen Portionen abends in der Aktentasche mit nach Haus genommen zu werden. Wer bricht hier den Stab?

Was mich betraf, so war die psychische Belastung durch die Wahrnehmung der leidenden Menschen, der heruntergekommenen, stinkenden Mädchen, die sich für ein Brot, ein paar Zigaretten verkauften und längst einer medizinischen Betreuung bedurften und die in dunklen Bunkern aufgegriffen wurden, die man hier katalogisierte, nachdem man sie in Razzien aufgegriffen hatte, das schlimmste Erleben. Kleine Gauner neben freigelassenen Verfolgten, Vertriebene neben straffällig gewordenen Zwangsarbeitern, schwere Jungens, Einbrecher neben Sittlichkeitsverbrechern, die sich an Kindern vergriffen - der Abschaum neben der Armut, die Obdachlosen neben den Gewalttätern - in dieser Konzentration für einen jungen Menschen, dem so viel Grausamkeit noch nicht begegnet war, der mit dieser dunklen Seite der Gesellschaft zum ersten Mal konfrontiert wurde, eine erdrückende Last. Mich erfaßte eine Art von Schwermut, eine Mischung von Abscheu und Traurigkeit: „Wie ekel, schal und flach ist diese Welt.“ Wo immer ich hinkam und auf größere Gruppen von Menschen traf, auf Bahnhöfen, Märkten, Kundgebungen sah ich die Typen, die man automatisch nach ihren Straftaten und den für sie zuständigen Kriminalkommissariaten, nach Einbruch, Taschendiebstahl, Herumtreiberei, Sitte etc. einzuteilen bereit war.

In dieser Situation unterlief mir eines Tages ein Übersetzungsfehler, der meine Vorgesetzten veranlaßte, mich vom Übersetzungsbüro in die Eingangsregistratur zu versetzen. In der Regel legte ich meine Arbeit meinem älteren Kollegen und Freund noch einmal zur Prüfung vor, der dann den ein oder anderen Fehler noch ausbügeln konnte. Und das war auch nötig; denn immerhin gründeten sich meine Kenntnisse auf fünf Jahren Schulenglisch. Die Kriegereignisse und der ständige Lehrerwechsel hatten diesen Unterricht entsprechend mager ausfallen lassen. Da traf zu einem Zeitpunkt, an dem mein Freund und Helfer abwesend war und ich den Dienst allein ausübte, ein Befehl der englischen Kommandantur ein, der schnell übersetzt werden mußte. Es ging um „the order in the brothel“. Der Kriminalrat Hager hatte mir diesen Schrieb eigenhändig in das Büro gebracht und war eifrig bemüht, die Anordnung schnellstens in die Tat umzusetzen. Er übergab mir das Papier mit den Worten: „Das ist ein eiliger Tagesbefehl!“ Ich wollte meine Sache in Anbetracht der Dringlichkeit so gut wie möglich und zur Zufriedenheit des hohen Vorgesetzten auch schnell erledigen, nur verfangen sich meine Gedanken an dem Wort „order“, das sowohl „Ordnung“ als auch „Anordnung“ und schlimmer noch „Befehl“ und gar „Tagesbefehl“ heißen kann. Letztere Bedeutung ist im Langenscheidt sogar mit zwei gekreuzten Schwertern, dem Symbol für das Militärische gekennzeichnet. Dies schien mir in der gegebenen Situation geradezu ein Fingerzeig. Hinzu kam der Hinweis des Chefs, daß es sich hier um einen Tagesbefehl handele, der mich auf das falsche Gedankengleis setzte. Also hieß der Betreff in meiner Übersetzung nicht, wie es richtig gewesen wäre „Ordnung in den Bordellen“, sondern „Tagesbefehl für die Bordelle“. Das reichte, um mich meines Amtes zu entheben. Ich kam nun in die Registratur, wo sämtliche von den Revieren und Büros eingehenden Vorgänge mit einem Stichwort versehen, mit einem Eingangs-Paginierstempel gekennzeichnet, in dicke Folianten eingetragen und auf die verschiedenen Ressorts aufgeteilt wurden. Waren die Vorgänge dann nach Wochen abgeschlossen, d.h. wurden sie der Staatsanwaltschaft bzw. der Militärbehörde übergeben, so mußten sie hier wieder ausgetragen werden. Zugegeben, dies war gerade keine erfüllende Lebensaufgabe, aber sehr wichtig und vertrauensfordernd; denn hier kam es auf die Zuverlässigkeit an. Zudem bot sich für mich ein überwältigender Eindruck in das breite Feld der Kriminalität oder, anders ausgedrückt, in den tiefen Abgrund menschlicher Verbrechenfähigkeit. Ich lernte, daß der kriminellen Fantasie des Menschen keine Grenzen gesetzt sind.

Die Arbeit bei der Kriminalpöolizei war also gar nicht so spannend wie ich sie mir vorgestellt hatte, sondern eher enttäuschend, ja deprimierend. Also suchte ich mir einen anderen Job. Das Arbeitsamt vermittelte mich dann auch zum 30th Corps Troups Workshop der Royal Electrical and Mechanical Engineers REME. Das war eine Reparatur-Einheit, deren Aufgabe in der Pflege und Instandsetzung der britischen Militärfahrzeuge bestand und deren Werkstatt in den beschlagnahmten Rüttgers-Werken in Langenhagen untergebracht war. Inzwischen war die hannoversche Straßenbahn wieder fahrbereit, und so fuhr ich von Linden nach Langenhagen wohl jeden Tag eine vierzig Minutenstrecke hin und her. Der Staffsergeant wies mich in meine Schreibstubenarbeit ein, die darin bestand, für die deutschen im Dienst der Militäreinheit stehenden Arbeitskräfte die Lohnlisten zu führen, Abwesenheits- und Krankheitsmeldungen auszufüllen und bei Bedarf mündlich zu dolmetschen. Zur Wachmannschaft gehörte unter anderem auch ein Schotte namens Laurence Duffy. Wir freundeten uns an und er nahm ein bißchen mündlichen Deutschunterricht bei mir. Ein- oder zweimal in der Woche fuhr die britischen Soldaten nach Feierabend mit einem Militärtransporter zum Schwarzen Bären, ganz in der Nähe meiner Wohnung, um dort das für die Army requirierte Capitol-Kino zu besuchen. Ein paar Burschen wollten mich, den deutschen Jungen, nicht mitnehmen. Aber Laurence setzte es durch, daß ich mit kam. Mehr noch, er ließ auch einen Sack mit kleingehacktem Brennholz für unseren Kachelofen aufladen und mit mir bis vor unsere Haustür bringen. Er brachte auch Tee mit und dann genossen er und ein weiterer Kamerad den Tea aus Porzellantassen in einer deutschen guten Stube bei guter Musik, ganz wie zu Haus und nicht aus den Emaillebechern im Barrasmief und im Krach der Kaserne. Mutter hatte ein paar Kekse gebacken. Die Tommys fanden es großartig, mal wieder bei Muttern zu sein.

Und während Laurence und sein Kumpel mich mit Brennholz versorgten, hievte Roland Blamey mir einen Sack Kartoffeln aus amerikanischen Armeebeständen in den Keller. Und das kam so. Neben unserem Haus in der Haasemannstraße war im Eckhaus Rampenstraße eine kleine amerikanische Eisenbahneinheit untergebracht, weil dort noch ein Güterbahnanschluß bestand. Ich hatte die Bekanntschaft mit einem GI gemacht, der die kleine Marketenderei, also praktisch den Kiosk in der Parterrewohnung für seine Kameraden managte. Dort kauften sie ihre Zigarren und Zigaretten, Schokoladen, Kekse, Nuts, Marmelades, Präservative, Seifen, kurz alles, was ein Soldat für sich und seine Freundin braucht. Während die anderen abends ausgingen, Kontakt ion den Bars und Kneipen suchten, Sport trieben oder sich Boxkämpfe ansahen, blieb Roland Blamey zuhause. Dann besuchte ich ihn. Wir rauchten viele Lucky Strikes, Chesterfields, Sir Walter Rahleighs, die langen Pall Malls und aßen Bisquits mit jam and Peanuts, tranken coffee und klönten. Roland war mit seinen Gedanken bei seinem Mädchen Betty, einer Platzanweiserin in einem Kino in Liege, Belgien. Er war voller Sehnsucht. Und ich nutzte meine Beziehungen. Tauschte zum Beispiel Haarwasser gegen Cigarettes und brachte die wertvolle Tabakwährung zu einem Antiquariat in der Fössestraße, baute meine kleine Klassiker-Bibliothek auf.

Eines Sonntags morgens, es war inzwischen später Herbst, klingelte es an unserer Wohnungstür. Draußen standen zwei Amis. Roöland und ein Kamerad. Ich hieß sie willkommen, und in der Stube erst erkannte ich, daß der Kamerad in Uniform eine junge Frau war. Roland war kurz entschlossen nach Belgien gefahren, hatte seine Freundin als Soldat verkleidet und sie in der Eisenbahn hierher gebracht. Ob sie bei uns für eine Weile wohnen könne. Natürlich räumten wir ihr ein Gästezimmer ein.

For a while they were happy. Sie haben später in Los Angelos geheiratet und uns ein glückliches Bild geschickt. -

Es folgte ein kalter, hungriger, schmutziger Winter. Der Schnee auf den engen Straßen war durch die Kohlenheizung schwarz-grau gefärbt. Durch die dünnen, schlechten Schuhe drang das Wasser. Ich litt wieder mal an einer Furunkulose. Hervorgerufen durch mangelhafte und falsche Ernährung. Ich fühlte mich sau-elend. Ich mußte ich ins Krankenhaus Linden II. Erst nach einigen Wochen kam ich in den Genuß der erstmals auch für deutsche Zivilisten zugeteilten Penicilin-Behandlung. Dicke, voluminöse Spritzen mit dem roten Impfstoff, in Stundenabständen intra-muskulär in den Hintern verabreicht, haben mich sofort geheilt.

Während ich zu Ostern '46 noch im Ausweich-Krankenhaus Mecklenheide lag, habe ich zu Recht von einigen ebenfalls dort zur Behandlung liegenden Polen eine gehörige Abreibung erhalten. Als Angehörige einer verbündeten Streitmacht bezogen die Polen Sonderzuteilungen, von denen wir nur träumen konnten. Da gab es jetzt zum Osterfest Kaffee, Tee, Kakao, Butter, Kuchen etc. Und ich wollte nicht ganz mit leeren Händen auf Urlaub zu meiner Mutter kommen. Also klaute ich einen Semmel. Ich will es auch nicht wieder tun. Und ich habe es auch nie wieder getan. Aber die polnischen Kollegen hatten den Täter schnell entlarvt. Sie legten mich mit dem Rücken nach oben übers Bett. Vier Mann hielten mich fest und zwei verdroschen mich mit ihren Lederriemen. Danke. Völlig zu recht. Während dieser Wochen versuchte ich mich übrigens an Lessings Hamburger Dramaturgie. Ich war auch für diese Literatur noch zu jung. -

Mit diesem Erlebnis endete mein erstes bewegtes Nachkriegs-Jahr. Nun endlich konnte ich wieder zur Schule gehn und an einem normal verlaufenden Unterricht teilnehmen, ohne Unterbrechungen, ohne ständigen Unterrichtsausfall, ohne laufenden Lehrerwechsel. Wir hatten eine Menge nachzuholen. Und wir waren bereit dazu. Wir hatten die Reife, und wir engagierten uns außergewöhnlich. Mit Erfolg. Zwei Mathematik-Professoren, zwei Berg-Assessoren, ein Tierarzt, ein Studiendirektor, ein Pfarrer, Unternehmer, Vorstandsmitglieder, Wirtschafts-Manager, Ingenieure gingen aus unserer Abi-Klasse hervor und halfen mit, unser zerstörtes Land wieder aufzubauen.

W. Sp. 6/98

(c)

Werner Spieker  
Ludwig-Thoma-Str. 8  
30916 Isernhagen  
Tel.: 05 11 / 61 27 40